Christoph Jünke, Streifzüge durch das rote 20. Jahrhundert, Laika Verlag: Hamburg 2014. 319 Seiten. € 21,00

Susanne Martin, Denken im Widerspruch. Theorie und Praxis nonkonformistischer Intellektueller, Verlag Westfälisches Dampfboot: Münster 2013. 262 Seiten. € 29,90

Nach dem Ende der Geschichte ist das politische Engagement in der Krise. Wenn es nur noch ein technizistisches Verständnis von Fortschritt gibt, sind Gedanken an Emanzipation, Befreiung und radikale Umwälzung der Verhältnisse ins Abseits gedrängt. Eine linke Deutungshoheit über gesellschaftliche Konflikte – wenn es eine solche im Ansatz jemals gegeben haben sollte – ist verloren gegangen. Damit steht auch die Figur des Intellektuellen – sowohl in seiner bildungsbürgerlichen als auch in seiner Arbeiterbewegungsvariante – zur Disposition. Auf dieser Grundlage ist eine Suchbewegung in Sachen Vorbilder politischen Engagements und Intellektualität zu beobachten. Dies gilt sowohl für den akademischen Rahmen als auch für die politische Publizistik. Mit *Streifzüge durch das rote 20. Jahrhundert* von Christoph Jünke und *Denken im Widerspruch. Theorie und Praxis nonkonformistischer Intellektueller* von Susanne Martin liegen zwei Publikationen aus völlig unterschiedlichen Bereichen vor, die aber beide um die skizzierte Frage nach dem Standpunkt der Kritik – und das sowohl sozial als auch politisch – kreisen. Leider präsentieren beide ausschließlich eine

Männerriege von Intellektuellen – Jünke macht dies stillschweigend, während Martin zumindest dem Einwand Raum gibt.

Martin nimmt zur exemplarischen Grundlage ihrer Auseinandersetzung mit der Rolle der Intellektuellen die Lebensläufe und das Wirken von Theodor W. Adorno, Jean Améry und Günther Anders, die sie im Feld zwischen freischwebender Intelligenz und organischem Intellektuellen verortet. Alle diese drei zeichne inhaltlich vor allem die Beschäftigung mit der Dialektik der Aufklärung, das heißt mit dem Umschlag von Fortschritt in Herrschaft aus. Biografisch prägend sei dabei das Scheitern der Revolution von 1918/19 gewesen, dann das Aufkommen des Faschismus und vor allen Dingen dessen breite Unterstützung oder zumindest Duldung durch eine Mehrheit. Schließlich wurde auch die Erfahrung von Exil und / oder Lagerhaft prägend. Aus zwei paradigmatischen Grunderfahrungen – der Katastrophe von Auschwitz und dem Scheitern orthodox-marxistischer Befreiungskonzepte – speise sich somit das Konzept des nonkonformistischen Intellektuellen. Gesellschaftskritik und Befreiung „neu zu reflektieren" (S. 116) sei dabei das Ziel gewesen. Das Proletariat werde ersetzt durch „das Individuum in einem emphatischen Verständnis" (S. 117).

Eine der zentralen Aufgaben, die sich die nonkonformistischen Intellektuellen gestellt haben, war die Aufarbeitung des Nationalsozialismus. Dabei betonten sie die Machtlosigkeit der Intellektuellen und das Scheitern von Aufklärung und Emanzipation angesichts der Vernichtungspolitik des NS, die von einem Großteil der Bevölkerung wenn nicht direkt unterstützt, so doch zumindest in Kauf genommen und zum persönlichen Vorteil genutzt wurde. Das Paradigma der NS-Aufarbeitung verweist in diesem Kontext aber ebenso auf das Eingeständnis des Scheiterns der Arbeiterbewegung. Zudem habe die Erfahrung des Exils eine gewisse intellektuelle Ort- und Heimatlosigkeit produziert und zu einem „Wissen um die spezifische ‚Marginalität'" (S. 118) nonkonformistischer intellektueller Positionen in der Nachkriegsgesellschaft geführt.

Dialektik der Aufklärung bedeute Denken im Widerspruch: Nicht die Ausweglosigkeit oder das vermeintliche Ende der Aufklärung stehe dabei im Mittelpunkt, sondern die Diskrepanz zwischen dem Ist-Zustand und den Möglichkeiten, aus der der „kritische Einspruch" entstehe. „Maßstab der Kritik" bleibe das „uneingelöste Versprechen" der Aufklärung (S. 122): „Mit dem Ausdruck ‚Denken im Widerspruch' sollen die Theorien der nonkonformistischen Intellektuellen zusammenfassend charakterisiert werden. Sie repräsentieren sowohl eine radikal negativistische (Aufklärungs-)Kritik als auch das uneingelöste Versprechen auf eine befreite Gesellschaft – widersprüchlich" (S. 123).

Bleibt das Problem der Praxis des Nonkonformismus, das sich als Changieren zwischen dem Typus des Bewegungsintellektuellen und dem des klassisch-humanistischen Intellektuellen darstellt. Beide Haltungen werden in Frage gestellt, als nicht mehr adäquat angesehen. Es gehe darum, sich nicht „einseitig vereinnahmen" zu lassen und „ideologischem Missbrauch" zu entgehen (S. 124). So entsteht die Idee von der Theorie als Form von Praxis, die aber nicht durch die Forderung nach einer „Praxistauglichkeit" eingeengt werden dürfe. Theoretische Texte werden in diesem Sinne zum diskursiven Ereignis, zur Intervention in eine Debatte um Erkenntnis und Wahrheit. All das verweist auf die Zeitgebundenheit des Typus des nonkonformistischen Intellektuellen. An heutigen Universitäten wäre ein solches Verständnis von Theorie nicht mehr vorstellbar, soziale Reproduktionsmöglichkeiten von Theoriearbeit jenseits der Akademie existieren schlichtweg nicht mehr.

Teil des Paradigmas der Dialektik der Aufklärung enthält auch den Gedanken, dass Fortschritt immer mit einer sich entsprechend weiterentwickelnden Herrschaft korrespondiert und nicht, wie in einem frühen marxistischen Verständnis angenommen, mehr oder weniger zwangsläufig zu Emanzipation und Befreiung führt. Hier wäre der Vorwurf des Stillstandes, den Martin allerdings nicht formuliert, angebracht: In ihrer Abgrenzung beziehen sich die nonkonformistischen Intellektuellen auf einen orthodoxen Marxismus,

der allerdings selbst in dieser Zeit eine theoretische Weiterentwicklung erfahren hat, die allzu oft ignoriert wurde. Diese Weiterentwicklung musste sich allerdings gegen die beiden Hauptströmungen der Arbeiterbewegung – Sozialdemokratie und Kommunismus – durchsetzen.

Einen differenzierteren Blick auf dieses Feld des politischen Intellektualismus wirft Christoph Jünke in einer Sammlung seiner politischen Aufsätze der letzten 15 Jahre. Er differenziert dabei zwischen Kommunismus und Sozialdemokratie einerseits – sie kommen ihrem selbstgewählten Anspruch, den Weg zum Sozialismus zu ebnen, nicht nach – und der verdrängten und vergessenen Geschichte des Linkssozialismus, der Abweichler, Oppositionellen und Kritiker der „offiziellen" Linien der großen linken Strömungen des 20. Jahrhunderts andererseits. Für Jünke ist der Epochenbruch 1989 nur über den „vorangegangenen linken Niedergang" (S. 13) verständlich. Prägend seien dabei „die enttäuschten Hoffnungen der Post-68er Bewegungen in der sogenannten ersten Welt, die gescheiterte Entstalinisierung in der zweiten und das Verebben des Befreiungsnationalismus in der dritten Welt" gewesen (ebd.). Jünke lenkt den Blick fort von den Parteiorientierten in Ost und West und betont die Rolle der heimatlosen Linkssozialisten, die die Erfahrung der gescheiterten Revolution und des Faschismus anders verarbeiteten als Adorno, Améry und Anders und deshalb in den Suchprozess nach intellektuellen *role models* mit einbezogen werden sollten. Für diese kritischen Intellektuellen stand die Dialektik von Teilnahme und Widerstand im Mittelpunkt: Wo ist es angebracht, sich in Verfolgung des Ziels der Emanzipation und des Umsturzes der Verhältnisse anzupassen und am politischen Prozess teilzunehmen und an welchen Punkten muss der grundlegende Widerstand in den Vordergrund gestellt werden? Dies ist in der Tat keine Frage, die abstrakt entschieden werden kann. Sie ist stets durch den politischen Gegenstand und die herrschenden Kräfteverhältnisse vermittelt.

Bei seinen Streifzügen durch das rote 20. Jahrhundert begibt sich Jünke auf eine Spurensuche, die als Grundlage einer Sozialgeschichte politischen Engagements verstanden werden kann. Da wäre etwa der Typus des Berufsrevolutionärs, zum Beispiel der weitgehend vergessene Victor Serge, der für eine Stalinismuskritik ohne Renegatentum steht. Unter heutigen Bedingungen ist sein Engagement kaum noch vorstellbar: Berufsrevolutionär und Schriftsteller in sieben Ländern, zehn Jahre Gefangenschaft, Verfasser unzähliger Artikel und von über vierzig Büchern und Broschüren. Serge war Mitarbeiter im Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale, „die ehemalige linke Sozialdemokraten, Anarchisten und revolutionäre Syndikalisten zu einer neuen linken Synthese vereinte“ (S. 64). Die Erfahrung des Stalinismus führte bei Serge zur Formulierung des Programms des „sozialistischen Humanismus“: „Es müsse jedem Sozialisten fortan darum gehen, den Menschen als solchen, seine individuellen Rechte, seine Sicherheit und seinen Wert zu achten und zu verteidigen“ (S. 71).

Der sozialistische Humanismus ist für Jünke eine Art Leitgedanke, dem er auch in der Nachkriegslinken und der Neuen Linken rund um 1968 nachzuspüren sucht. In einem langen Beitrag über Edward P. Thompson widmet er sich ausführlich der Kritik Thompsons an Althussers Text „Marxismus und Humanismus“, in dem dieser wiederum den sozialistischen Humanismus einer radikalen Kritik unterzogen hat. Interessant an dieser für die europäische Linke der 1970er Jahre zentralen Debatte ist, wie verschiedene Theorie- und Praxiskonzepte aufeinander prallen und sich leider auch grundlegend missverstehen: Während die Fürsprecher des sozialistischen Humanismus auf eine politisch motivierte Kritik der Sowjetunion abheben und bürgerliche Rechte als Schutz vor menschenverachtenden, technizistischen Vorstellungen von Fortschritt etablieren wollen, betonen die Kritiker den theoriepolitischen Epochenbruch. Als Wegbereiter des Poststrukturalismus hebt Althusser auf den ideologischen Charakter des Begriffs Humanismus ab, ohne dessen Analyse eine Linke diesen Begriff nicht einfach über-

nehmen könne. Wobei im deutschsprachigen Raum sicherlich die Intervention des Frankfurter Philosophen Alfred Schmidt weit mehr als die Kontroverse mit Thompson dafür gesorgt hat, eine breite Althusser-Rezeption zu verhindern beziehungsweise das Missverständnis vom „Antihumanisten Althusser" fortzuschreiben.

Exemplarisch steht die Nachbereitung einer solchen Debatte für ein historisches Aufarbeiten des Scheiterns der Linken im „roten 20. Jahrhundert". Hier liegt die Stärke von Jünkes Ansatz: Vom Linkssozialismus der 1920er Jahre über die heimatlose Nachkriegslinke und die Neue Linke bis hin zum Epochenbruch 1989 und der ideologisch unübersichtlichen Situation um die Jahrtausendwende deckt er einen mehr als großen Zeitraum ab. Zudem zeigt sich Jünkes Verortung in linken Zusammenhängen dadurch, dass er aktuelle Debatten aufgreift und politische Entwicklungen diskutiert. Susanne Martin hingegen kontrastiert den nonkonformistischen Intellektuellen der 1950er und 1960er Jahre mit den Medienintellektuellen von heute, mit ihrer Rolle in der Kulturindustrie und ihrem Begriff von Kritik – somit enden an diesem Punkt auch die Gemeinsamkeiten der beiden Publikationen.

Gottfried Oy